

Die Angst vorm schwarzen Weiberplaneten

Farbige Körper in weißen Sportarten: Die Williams-Schwwestern erschrecken nicht nur ihre Tennis-Gegnerinnen

Von Klaus Walter (Frankfurter Rundschau, 5. 9. 2001)

Was ist das für eine Welt, in der der beste Rapper weiß und der beste Golfer schwarz ist?“ Diese Frage stellte kürzlich der Basketballer Charles Barkley, der jahrelang auf die Rolle des bad guy der NBA abonniert war, des black bad guy natürlich. So gesehen könnte man sich freuen, dass Eminem und Tiger Woods die ehernen Gesetze des Typecasting im Showgeschäft aus den Angeln heben. Dass Eminems White Trash-Poetry bei schwarzen HipHop-Fans ankommt, dass Tiger Woods nicht nur der jüngste Golf-Masters-Sieger aller Zeiten ist, sondern auch der erste schwarze. Und dann gewinnt die schwarze Venus das wertvollste Tennisturnier der Welt Zweimal hintereinander! Die Hautfarbencodes in Sport und Pop scheinen sich zu lockern. Wird nun alles gut?

Wer sich kein Segelboot oder Reitpferd leisten kann, wird Boxer oder Sprinter. So ist es kein Zufall, dass schwarze Amerikaner zunächst in Disziplinen erfolgreich waren, bei denen es nicht so sehr auf die Ausrüstung ankommt. Dennoch wird die Tatsache, dass schwarze Boxer, Läufer und Springer mehr Medaillen holten als schwarze Segler, Reiter und Cricketspieler selten auf ökonomische und soziale Kategorien zurückgeführt. Meistens gilt: Rasse statt Klasse. Die Triumphe eines Jesse Owens und Joe Louis dienen der Festschreibung essentialistischer Stereotypen. Danach ist der Schwarze mehr Körper als Geist und als solcher von Natur aus im Einklang mit sich selbst. Die feministische Kulturkritikerin bell hooks spricht in diesem Zusammenhang von einer „rassistischen Kolonisierung“, Die Werbung verbreitet Bilder schwarzer Heldenkörper von Air Jordan bis Muhammad Ali und viele Schwarze übernehmen die einschlägigen Zuschreibungen bereitwillig ins Repertoire ihrer Selbststilisierung.

Weißer haben nach dieser Rassenlehre mehr Hirn, was ihnen den Umgang mit körperexternen Sportgeräten erleichtert. Sie können besser mit Golf- und Tennis-Schlagern umgehen, während Schwarze auf die schiere Substanz des Fleisches zurückgreifen, auf körpereigene Schläger. Prügel ist ein Wort für Penis und das Tennis-Racket ist phonetisch der Rakete (Rocket) verwandt, die Blues-Männer in der Hose tragen: I got a rocket in my pocket. Und den Prügel in der Hand, wie in einem pädagogischen Witz, den Richard Pryor gern erzählt: „Warum, fragt der weiße Mann den schwarzen Mann, warum haltet ihr Nigger eigentlich immer euren Schwanz fest? Weil ihr uns alles andere weggenommen habt, motherfuckers.“ Der schwarze Komiker Pryor machte den Witz populär, Glenn Ligon erhob ihn in den Rang eines Kunstwerks, 1993 schrieb er den Text auf eine Leinwand und nannte das ganze Cocaine (Pimps).

Während Joe Louis die große weiße Hoffnung Max Schmeling auf den Boden der Ringtatsachen holte und Jesse Owens 1936 vor Hitlers Augen drei Goldmedaillen gewann, mussten in nichtschwarzen Sport-Domänen immer wieder signifikante „erste Schwarze“ den Pionier spielen. Jackie Robinson, vielbesungen, der erste schwarze Baseball-Star. Oder Arthur Ashe, 1963 der erste Afroamerikaner im Davis-Cup-Team der USA, später der erste schwarze Sieger bei den US-Open und in Wimbledon. Damals war die Kleiderordnung noch intakt. Regenbogen-Shirts und pinkfarbene Schweißbänder kamen erst mit Andre Agassi. Arthur Ashe spielte schwarz-weiß. Auch im Ton der Fernsehreporter. Stets wurde der Exot ins Verhältnis gesetzt zu den anderen sichtbaren, nicht namenlosen schwarzen Männern der 60-er Jahre: Muhammad Ali und Sonny Liston, die großen Antipoden des Schwergewichts. Hier der anmaßende Großmaul-Entertainer mit Muslim- und Polit-Tick, da der autistisch-animalische Under-Dog.

Zu beiden Rollenmodellen hielt Ashe Distanz. Regelmäßig wurden seine guten Manieren gelobt. In politischen Fragen übte er Zurückhaltung. Von Billie Jean King, der Grande (Lesbian) Tennis-Dame jener Jahre ist der Satz überliefert: „I'm blacker than Arthur“. Nach dem Ende seiner Tennis-Karriere engagierte sich Ashe gegen Apartheid und Rassenjustiz, später im Kampf gegen Aids. Der Familienvater hatte sich das

HI-Virus bei einer Blut-Transfusion eingefangen, nicht etwa beim Sex mit Groupies wie Basketball-Idol Magic Johnson. Ashe starb 1994, nach ihm gewann kein Schwarzer Mann mehr in Wimbledon.

Venus und Serena Williams wurden noch nie für gute Manieren gelobt. Das liegt nicht daran, dass gute Manieren aus der Mode gekommen waren. Im Gegenteil. Im Reden und Schreiben über die Williams-Sisters kommt die Männerwelt des weißen Sports zu sich selbst. Venus Williams hat zweimal Wimbledon gewonnen und steht an vierter Stelle der Welt-rangliste, Serena auf Platz zehn. Um diese Erfolge zu würdigen, greifen Sportreporter zu Vokabeln wie „Power-Schwestern“ oder „happige Gegnerinnen“. Selten fehlt ein Hinweis auf Größe und Gewicht von Venus & Serena, als wäre man beim Boxen oder Schlammcatchen. Wenn sie gegen kleinere Spielerinnen gewinnen, dann dominiert der stärkere schwarze Körper über den schwächeren weißen Körper, zwischen den Zeilen steht der Ruf nach einer eigenen Gewichtsklasse für solche Frauen.

In diese Gewichtsklasse gehörte dann auch die Französin Amelie Mauresmo, die als bekennende Lesbe das Rollenfach Mannweib ausfüllt. Die Sexualität der Williams-Schwester kann man sich nicht über das Mannweib-Schema vom Leib halten. Das sind keine hochgedopten sowjetischen Kugelstoßerinnen mit Tendenz zum Damenbart. Bei Venus und Serena Williams kommt die Angst ins Spiel. „Fear of a black planet“ heißt ein berühmtes Album von Public Enemy. Der Kunstkritiker Kobena Mercer hat den Titel variiert „Fear of a black penis“. Beide Ängste spielen mit in der Rede über die Schwestern; der Umstand, dass sie immer zu zweit auftauchen macht die Sache nicht angenehmer.

„Die schrecklichen Schwestern“ titelte Bild an jenem Sonntag im Juli, als Venus Williams erneut Wimbledon gewann. Die Invasion der Bad Girls in Boris' Wohnzimmer: „Venus und Serena Williams verkörpern auf der Tour die Begriffe Neid, Arroganz und Gier. Sie verlangen sogar Geld, um mit Kindern zu spielen.“ Auf Galas hatten sie ihren Spaß, heißt es, und sie „sind die absoluten Hingucker“. Zum Hingucken zeigt Bild ein paar Fotos „mit viel Haut“, um dann festzustellen, dass dieses Versprechen nicht eingelöst wird: „In der Liebe herrscht Ebbe“ Was ja auch kein Wunder ist: Serena Williams mit dem Möbelpackerkreuz wäre bei jedem Umzug in den vierten Stock ein gern gesehener Gast.“ Hier paart sich die Lust an den Williamskörpern mit der Angst des weißen Mannes vor einem schwarzen Planeten der keulenschwingenden Weiber. Das „Schreckliche“ an den schrecklichen Schwestern ist ihre aggressive Androgynität, die männliche Kräfte mit einer massiven sexuellen Ausstrahlung kombiniert.

In ihrem Essay „Feminism Inside: Toward a Black Body Politic“ analysiert bell hooks die gängigen Stereotypen schwarzer Körper. Im weißen Diskurs dominiert das Bild des hypersexuellen body out of control des schwarzen Mannes als

permanente Bedrohung für die weiße Frau, als potentieller Vergewaltiger wie Mike Tyson. Um Schadensbegrenzung bemüht, propagieren schwarze Liberale einen alternativen Selbstentwurf den vornehmen und gezügelten, den desexualisierten schwarzen Körper. Damit, so hooks, tapen sie in bester Absicht mitten rein in die ausgelegte Identitätsfalle.

Wo Arthur Ashe auf dem Tennisplatz den Dressierten mit Manieren gab, entbieten die WilliamsSisters das Pendant zum oversexed black male. Wilde Weiber, „hot pussies“ (hooka), Foxy Ladies, an denen alles zu massiv geraten ist, bedrohliche Sexmaschinen, wie sie Pam Grier in vielen Blaxploitation-Filmen verkörpert hat. Und sie sind laut in einem leisen Sport. Als Monica Seles jeden ihrer Schläge mit einem Stöhnen begleitete, sorgte dass für viel Heiterkeit im männlichen Publikum. Vielleicht fühlte sich der Stalker in Hamburg davon ermutigt, Seles mit dem Messer zu attackieren. Serena Williams stöhnt anders. Seles klang immer so, als würde sie mit dem nächsten Schlag ihren Restwiderstand aufgeben. Wenn Williams schlägt und stöhnt, dann stehen Männer da wie Fußballer in der Mauer, sie schützen ihr Geschlecht vor der Kastration.

Das Gegenstück zu Serenas Möbelpackerkreuz sind die Brüste der Anna Kurnikowa. Wenn die meistfotografierte aber wenig gewinnende Spielerin auftritt, dann wird der Court zum Exerzierplatz des anti-feministischen Backlash. Unter dem Motto „hüpfen sollen nur die Bälle“ wirbt die elfenhafte Blondine für Sport-BHs. Das hinreichend eindeutige Versprechen an den verklemmten Lüstling, der hüpfende Brüste an lauten Weibern als Bedrohung empfindet, verbindet sich bei Kurnikowa mit einer domestizierten Kindchen-Schönheit, wie sie in Claudia Schiffer ihr Ideal gefunden hat. Und in Doris Schröder Kopf ihre politische Repräsentantin. Man versteht also: Einstweilen ist noch nicht wirklich alles gut. Wir melden uns wieder, wenn die erste schwarze Frau die Goldmedaille im Dressurreiten gewinnt- eine der wenigen Sportarten, in denen Männer und Frauen gegeneinander antreten.

Klaus Walter ist freier Autor und Radio-DJ, moderiert seit 1984 bei hr3 die (Musik-)Sendung „Der Ball ist rund“ (Montags 23 Uhr).